

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 64 (1977)
Heft: 12: Sprache und Spracherziehung

Artikel: Sprache : verhüllendes oder klärendes Medium?
Autor: Schmid, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-530716>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sprache und Spracherziehung

Sprache – verhüllendes oder klärendes Medium?*

Peter Schmid

Sprache und Verständigung

Es lassen sich anhand der knappen Wortverbindung «Sprache und Verständigung» eine Menge Überlegungen anknüpfen: Sprache im Dienste der Verständigung; Sprache als Weg zur Verständigung – freilich als ein Weg unter andern. Aber auch eine etwas ungewohntere Feststellung: Sprache, welche der Verständigung im Wege steht; Sprache als Quelle von Missverständnissen. Oder nochmals anders: Verständigung als übergreifende Voraussetzung der Sprache überhaupt; Sprache und Verständigung in ihrem Wechselbezug, usw.

Wenige Worte können es also in sich haben, zu Denkausflügen nach ganz verschiedenen Richtungen einzuladen, der Phantasie freien Raum zu geben. Und ich gehe wahrscheinlich nicht falsch in der Annahme, dass der Tagungsleiter unter anderem deshalb eine solche knappe Formulierung wählte, damit all die vielfältigen Überlegungen darin Platz finden können. Was ich hingegen von der Formulierung des Tagungsthemas nur vermuten kann, ist in der Überschrift meines Vortrages eine klar einkalkulierte Absicht. Was sich zunächst vielleicht wie eine Scheinfrage anhört, entpuppt sich bei längerem Nachdenken als ein Problem mit vielen Lösungsmöglichkeiten, wo-

von allerdings die beiden sich zuerst aufdrängenden Alternativen, jede für sich allein, gerade nicht zutreffen.

Sprache als klärendes, präzisierendes Instrument; Sprache als verhüllendes, der Phantasie Raum gewährendes Element; Sprache als Tor zu geistiger Auseinandersetzung – und Sprache als Werkzeug bewusster Irreführung: Mit diesen wenigen Stichworten sei der Rahmen angedeutet, innerhalb dessen wir uns bewegen wollen. All dies macht auch schon deutlich, welche zentrale Stellung die Sprache im menschlichen Leben einnimmt. Sie ist nicht bloss eine angelernte Fähigkeit unter andern, sondern spezifischer Ausdruck des Menschen. So wie der aufrechte Gang des Menschen nicht einfach eine im Laufe von Jahrhunderttausenden erworbene Haltung ist, sondern mit der Art seiner Weltbetrachtung, des Schauens, zusammenhängt, so ist auch die Sprache etwas immer schon zum Menschen Gehörendes, welche ihn erst zum Menschen macht, und ohne welche er nicht zum Menschen wird.

Sich der Sprache bedienen können heisst nicht nur, fehlerfrei zu reden und zu schreiben, sondern sie zur Verfügung zu haben für die Bewältigung des Lebens überhaupt. Gerade weil sich der Sinn der Sprache nicht darin erschöpft, gemeinsam vereinbartes Werkzeug der Verständigung zu sein, reicht zu ihrer Förderung das beste Lehrmittel allein nicht aus. Wichtig ist, dass der Mensch eine Art Freundschaft mit der Sprache schliesst, sie auch im Interesse seiner eige-

* Vortrag anlässlich der Herbsttagung des Vereins der Absolventen des Heilpädagogischen Seminars Zürich vom 23./24. Oktober 1976. Die Tagung war dem Thema «Sprache und Verständigung» gewidmet.

nen Reifung in ihrer mannigfaltigen Verwendbarkeit zu nützen wünscht und zu nützen versteht. Denn die Sprache dem Menschen vorzuenthalten heisst so viel wie seiner Bestimmung im Wege sein. Um dies näher begründen und in konkreten Einzelheiten aufzeigen zu können, ist es notwendig, zunächst einige grundsätzliche Gedanken zum Wesen der Sprache zu entwickeln. Pädagogische Folgerungen ergeben sich nebenbei wie von selbst.

Vom Ursprung der Sprache

Wir betrachten also die Sprache als etwas zum Menschen Gehörendes. Die Frage nach dem Ursprung der Sprache kann deshalb nicht mit der Frage nach dem zeitlichen Anfang beantwortet werden. «Es hilft nichts», sagt Wilhelm v. Humboldt, «zu ihrer Erfindung tausende und abermals Jahrtausende einzuräumen. Damit der Mensch nur ein einziges Wort wahrhaft, nicht als bloss sinnlichen Anstoss, sondern als artikulierten, einen Begriff bezeichnenden Laut versteht, muss schon die Sprache ganz und im Zusammenhang in ihm liegen»¹. Wie weit sich auch im Laufe der Zeit unsere Sprache differenziert haben mag, die Frage wird immer sein, wie es denn dazu kommen konnte, dass zwei Wesen unter einem artikulierten Lautgebilde dasselbe verstehen. Dass es soweit kommt, ist immer nur unter der Bedingung möglich, dass vorausgehend das Übergreifende einer Sprache schon vorhanden ist. Deshalb gilt auch für den Taubstummen, der zwar nicht die Worte, wohl aber die Sprache schon hat, dass er auf eigene Weise versuchen wird, diese Sprache auszuzeugen.

Die Entstehung der Sprache ist aber auch nicht zu erklären als ein blosser Akt gesellschaftlicher Übereinkunft zum Zwecke eines reibungslosen Zusammenlebens. Es verhält sich damit wie mit dem Ursprung der sittlichen Erkenntnis², der man ja ebenfalls unterstellt hat, sie wäre nur auf gegenseitige Absprache im Dienste der individuellen Selbsterhaltung zustande gekommen. Obwohl sie zwar in der Lebenswirklichkeit nicht selten dahin entartet, kann nicht bestritten werden, dass in ihr die Chance einer ungeheuren Entwicklungsmöglichkeit steckt. Sittlichkeit bedeutet ja nicht nur

Kompromiss, sondern Aufbruch zu menschlicher Erfüllung. Für die Sprache gilt dies ebenso. Wohl mag sie im Alltagsgebrauch sehr oft nur ein Instrument der gegenseitigen Verständigung sein; aber auch eine Umgebung, in der nur das Allernotwendigste gesprochen wird, kann niemals ein Beweis dafür sein, dass Sprache nichts mehr als ein Werkzeug des gegenseitigen Einvernehmens sei. Auch in der Sprache ist ein Weg menschlicher Entwicklung bereits vorgezeichnet, der in Bereiche führt, die über die Selbst- und Arterhaltung hinausgehen, das Vitale übersteigen. Die Sprache ist Ausdruck des Geistes und damit wie dieser selbst zeugende Macht, deren Grenzen nicht zum vorneherein abzustecken sind. Was uns durch die Sprache geöffnet wird, lässt sich nicht auf das reduzieren, wozu sie im Moment gerade dient. Ihre Möglichkeiten im Interesse der Reifung des Menschen zu erkennen und anzuwenden ist deshalb ein wahrhaft erzieherisches Anliegen.

Sprachförderung im weitesten Sinne soll erfahrbar machen, dass die Sprache über das bloss Notwendige im Leben hinausreicht. Sie kann uns Erlebnisbereiche öffnen, die zwar zum Menschsein gehören, die wir aber auf einem gewissen Stand unserer Reife uns nicht selbst erschliessen können, wenn wir nicht schon die Sprache hätten. Wir können das Wesen der Sprache nicht daraus ableiten, was wir selber gerade mit ihr anfangen oder wofür sie von Interessengruppen verwendet wird.

Man hat beispielsweise die Vielfalt der Sprachen auf der Welt immer wieder als ein Hindernis für die gegenseitige Verständigung unter den Völkern angesehen und sich deshalb überlegt, ob die Erfindung einer Universalsprache (Esperanto) diese Probleme nicht aus dem Wege schaffen könnte. Eine solche künstliche, vom Menschen in gegenseitiger Übereinkunft geschaffene Sprache wäre hingegen ausschliesslich geprägt von der Absicht allein, die hinter dieser Sprachschöpfung stände. Weil diese Sprache vor allem für die Verständigung erfunden worden wäre, könnte sie auch nur knapp ausreichen für die Übermittlung dessen, wofür man sie erfunden hat, und für nichts weiteres. Ja noch mehr: Sie würde die Welt, das Leben, ja den Menschen selber immer nur aus der Perspektive der Nützlichkeit, der

technischen Machbarkeit, des Mittels zum Zweck sehen. In einer künstlichen Sprache ist nicht mehr, als der Mensch eben hingegeben hat, und so könnte sie eben nicht etwas erschliessen, das der Mensch selber noch nicht ist. Eine künstliche Sprache wäre ein Hindernis jeder geistigen Entwicklung, weil sie nicht mehr auszudrücken vermag als das, wozu sie geschaffen worden ist.

«Im Anfang war das Wort»

Natürlich könnte jetzt die Frage aufgeworfen werden, von wem denn unsere Sprache geschaffen worden ist, wenn eben nicht vom Menschen. Es wird Sie jetzt stutzig machen, wenn ich dieser angeblichen Selbstverständlichkeit den bekannten Anfang des Johannesevangeliums gegenüberstelle: «Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und das Wort war Gott. Dieses war im Anfang bei Gott. Alle Dinge sind durch dasselbe geworden, und ohne das Wort ist auch nicht eines geworden, das geworden ist. In ihm war Leben, und das Leben war das Licht für die Menschen. Und das Licht scheint in der Finsternis.»

Ich werde Sie jetzt nicht mit der Antwort abspeisen, die Sprache sei eben ein Geschenk Gottes und damit basta. Das würden Sie als sogenannt unwissenschaftlich ablehnen. Also wird es darum gehen, der ursprünglichen Bedeutung nachzugehen, welche diesem Satz zugrunde liegt. Bevor ich aber daran zu gehen versuche, Ihnen darzutun, was dies vielleicht in unsere heutige Sprache übersetzt und unserer Lebensauffassung gemäss heisst, möchte ich Sie zunächst einmal auf den Text selbst aufmerksam machen. Es werden hier nämlich in wenigen Worten auch psychologisch wesentliche Dinge gesagt.

«Das Wort war Gott» erfährt in der Zwinglibibel die Präzisierung: «Das Wort war göttlichen Wesens». Damit ist eigentlich nochmals wiederholt, was wir bereits gesagt haben: Wenn der Mensch planend darangehen würde, eine neue Sprache zu erfinden, so würde sich diese durch Dürftigkeit und Eindimensionalität kennzeichnen und den Menschen daran hindern, über jenen Lebensbereich hinauszusehen, für den er seine künstliche Sprache geschaffen hat. Dass

das Wort göttlichen Ursprungs ist, heisst zunächst einmal schlicht, die Sprache umfasse mehr als was der Mensch gerade für die Bemeisterung von konkreten Lebenssituationen benötigt. In ihr lebt etwas, das schlechterdings nicht machbar ist.

Oder der Passus: «... und ohne das Wort ist auch nicht eines (Ding) geworden, das geworden ist.» Sprache und Erkenntnis hängen eng miteinander zusammen. Erst wo ich einem Ding einen Namen gebe, mache ich den letzten und entscheidenden Schritt, es von andern zu unterscheiden. Vor allem für das Kind ist das Wort besonders eng noch mit dem Gegenstand verbunden. Das der Sprache noch nicht mächtige Kind realisiert ja auch die Umgebung noch nicht als etwas streng von ihm Getrenntes. Sprache entsteht da, wo das Kind aus seiner ursprünglichen Geborgenheit herauszufallen beginnt, aus der Geborgenheit, in welcher Subjekt und Objekt, Ich und Du noch nicht voneinander getrennt sind. Den Kindern die Welt nahebringen ohne die Sprache wäre widersinnig. Deshalb hat auch Pestalozzi immer wieder gefordert, dass neben der wirklichen Anschauung der Natur die Sprache das erste Erkenntnismittel des Menschengeschlechts sei³. Anschauung und Sprache darf man im Unterricht nie gegeneinander ausspielen.

Und weiter: «In ihm (im Wort) war Leben, und das Leben war das Licht für die Menschen. Und das Licht scheint in der Finsternis.» Wenn ich mit Hilfe des Worts die Dinge erkenne, ihnen ihre Namen gebe, dann weicht von ihnen das Unheimliche, das Bedrohliche. Denken Sie dabei nur an die Kosennamen, die man unheimlichen Wesen auch heute noch zu geben pflegt. Im Wort ist eine Kraft, die die Gefahr bannt. Die Sprache ist *die* Möglichkeit, das Unheimliche fassbar zu machen, mit andern Worten: die Finsternis aufzuhellen. Der Sinn der Erkenntnis bestand ursprünglich noch in der Bewältigung der Angst. Die sprachliche Benennung, der Namensaufruf soll eine unfassbare Macht unter Kontrolle bringen. Vielleicht rührt die Überschätzung jeder Art von Aufklärung noch davon her. Sie ersehen aber auch daraus, welche umfassende erzieherische und therapeutische Bedeutung der Sprache zukommt und weshalb es so wichtig ist, dem Kinde die Sprache beizu-

bringen, mit der es sich in der Gemeinschaft geborgen weiss und sich seine Umgebung vertrauter machen kann.

Nun aber zurück zur Bemerkung: «Die Sprache ist göttlichen Wesens» oder göttlichen Ursprungs.

Sie haben jetzt wahrscheinlich mit einigem Erstaunen konstatiert, dass in den erwähnten Bibelzitatzen offenbar ganz moderne psychologische Erkenntnisse enthalten sind. Der Evangelist Johannes hat sich aber keineswegs mit moderner Psychologie beschäftigt. Daraus folgt, dass in diesen Worten etwas enthalten ist, das uns erst nach bald 2000 Jahren bewusst wird. Dies zeigt besonders eindringlich, wie in der Sprache eben mehr enthalten sein kann, als was sie zu sagen vorgibt. Ernst Bloch würde sagen in der Sprache stecke noch Unabgegoltenes, Noch-nicht-Bewusstes, mehr jedenfalls, als das einzelne Individuum zu fassen vermöchte. Mit dem Annehmen der Sprache wird der Mensch nicht einfach fähig, das zu formulieren, was seiner eigenen Welt entspringt und entspricht, sondern es gehen ihm neue Erlebnisbereiche erst auf. Die Sprache ist in dem Sinne etwas Überindividuelles, Übermenschliches, weil sie Inhalte birgt, die der einzelne selber noch nicht kennt. Wenn nun aber die Sprache etwas beinhaltet, das der Mensch nicht in sie hineingelegt hat, so folgert der gläubige Mensch, muss sie göttlicher Herkunft sein. Und ein Mensch, der dieses Wortes mächtig ist (wie eben Jesus oder der Evangelist Johannes), muss von Gott gesandt sein.

Das Unabgegoltenes in der Sprache

Woher nun aber kommt es, dass offenbar in der Bibel Sätze stehen, deren volle Bedeutung auch heute noch nicht ganz ergründet ist? Der Beweggrund eines Chronisten der Bibel, etwas niederzuschreiben, entspringt nicht nur einem blossen Mitteilungsbedürfnis, einem Weitergeben von Fakten, sondern der Verkündigung von Geschehnissen, von denen er ergriffen worden ist, von Dingen, die er allein nicht auszuloten imstande ist. Seine Worte sind aber gerade deshalb inhaltsträchtig, bedeutungsgeladen, noch gar nicht voll ausgeschöpft und deshalb zeitlos aktuell.

Aber wir müssen uns gar nicht nur auf das

Buch der Bücher beschränken. Was für die Bibel in besonderem Masse gilt, trifft sicher auch für die Werke der Dichtkunst, aber auch für das wirklich bedeutende wissenschaftliche Werk zu. Es gibt Bücher, die sind nach ein bis zwei Jahren vergessen, auch wenn sie Bestseller waren; und es gibt Bücher, die über Jahrhunderte oder gar Jahrtausende hinweg modern geblieben sind. Sicher fallen einem dabei die Namen der grossen Klassiker von der Antike bis zur neuesten Zeit ein. Alle ihre Werke, die uns heute noch etwas bedeuten, lassen in ihrer Sprache eben mehr durchschimmern als die damaligen zeitlichen und geschichtlich bedingten Verhältnisse. Aber auch für die Jugend bietet sich eine vielfältige Literatur an, die solch Unabgegoltenes birgt; vor allem ist es immer wieder der unermessliche Schatz der Märchen.

Sprachförderung in der Schule müsste unter anderem auch den Sinn haben, dem Kinde dieses Unabgegoltenes in der Sprache nahezubringen. Das ist nicht bloss durch den sogenannten anspruchsvollen und schwer verständlichen Text zu erreichen. Auch hier gilt das Goethewort, dass alles Grosse und Edle einfacher Art ist – schlicht im Gehalt und einfach im sprachlichen Ausdruck. Immer neue Entdeckungsmöglichkeiten bietet die Sprache auch dann, wenn die Freude am Spielerischen und Schöpferischen der Worte geweckt worden ist.

Die Doppelfunktion der Sprache

Aus den bisherigen grundsätzlichen Bemerkungen geht nun aber hervor, dass die Sprache offenbar zwei einander gegensätzliche Funktionen hat. Einerseits ist es ihr als einer überindividuellen Macht möglich, dem einzelnen Menschen, der sich die Sprache aneignet oder sich mit ihren zeitlosen Werken auseinandersetzt, Zugang zu einer Welt zu verschaffen, die er aus sich selber nie hätte erzeugen können. Sprache ist, um mit Hegel zu sprechen, ein Produkt des objektiven Geistes, das heisst: in ihr steckt die Weisheit unzähliger Geschlechter, die vor uns waren und mit ihr eben nicht nur ange-reichertes Erfahrungswissen, sondern auch Erlebnisse, die man nicht einfach begreifen kann, sondern von denen man sich ergreifen lassen muss. Die Sprache spricht also

nicht einfach aus, was vorher unausgesprochen schon da war, sondern sie eröffnet den Zugang zu Bereichen, die unserem Leben unter Umständen bisher noch verschlossen waren. Die Sprache hat eine zeugende Kraft, indem sie uns den Zugang zu neuen Welten und Werten ermöglicht.

Auf der andern Seite hat die Sprache gerade wieder die Tendenz, das Unfassbare, Unbegreifliche, das die Menschen ängstigt, durch klare Formulierung und Benennung zu entschärfen und zu verharmlosen. Sie bringt das Unheimliche zum Verschwinden, indem sie Licht in das Dunkel der Ungewissheit bringt. Was mit der Sprache erfasst worden ist, ist unter Kontrolle gebracht, gefügig, eindeutig festgelegt. «Das Wort verbessert den Gedanken», hat Nietzsche einmal gesagt. Erst wenn wir einen Gedanken klar und sauber formuliert haben, ist er als Gedanke vollkommen. Was wir sprachlich nicht zu formulieren vermögen, ist noch nicht zu Ende gedacht. Der Sprache kommt also auch die Rolle zu, verworrene Gedanken zu klären, unbestimmte Vorstellungen zu verdeutlichen, vage Vermutungen zu präzisieren.

Nun ist aber zu bedenken, dass dies die Sprache auch dort tut, wo es nicht unbedingt wünschbar, vielleicht sogar der Erkenntnis abträglich ist. In dem Moment nämlich, wo wir sprachlich etwas formuliert haben, ist der Sachverhalt immer auch schon vereinfacht worden, oft so, dass er damit verfälscht wird oder wenigstens zu Missverständnissen Anlass gibt. Denken Sie zum Beispiel an Schlagworte, die trotz oder gerade wegen ihrer Simplifizierung von Sachverhalten eine enorme Durchschlagskraft entwickeln können. Jeder Diktator weiss, dass sich in der Sprache alles und jedes sagen lässt und erst noch in einer Form, die fesselt und glaubwürdig erscheint, auch wenn der Inhalt einer absichtlichen Täuschung dienen soll.

Diese Zweideutigkeit der Sprache macht auch den Studenten im Studium der Fachliteratur immer wieder zu schaffen. Es ist offenbar nicht jedermanns Sache, auf das einzugehen, was zwischen den Worten steht, durch sie hindurchscheint und verspürt werden sollte. Der Effekt ist nicht selten der, dass sich Missverständnisse ein-

stellen, dass man zu Vereinfachungen Zuflucht nimmt und dem Autor Dinge unterschiebt, die er anders gemeint hat.

Das Wort verhüllt und klärt zugleich. Und man kann nicht einmal sagen, das eine sei immer erwünscht und das andere immer unerwünscht. Das Verhüllende wie das Klärende in der Sprache kann Chance und Gefahr zugleich sein. Dies möchte ich etwas ausführlicher darlegen und gleichzeitig einige pädagogische Konsequenzen aufzeigen.

Die Chance des Verhüllenden

Gehen wir zunächst von einer einfachen Tatsache aus: Man pflegt zu sagen, ein Satz sei mehr als die Summe der einzelnen Wörter. Ich kann also die Aussagekraft eines Satzes nicht erklären aus den einzelnen Wörtern oder gar Buchstaben, aus denen er zusammengesetzt ist. Der Satz enthält etwas völlig Neues, was die Wörter für sich und als Summe in ihrem blossen Nebeneinander nicht hergeben können. Wenn wir einem Gedicht mit grammatikalischen Regeln näher kommen wollen, dann entschwindet gerade dasjenige unsern Augen, was das Gedicht erst lesenswert macht. Das heisst also, dass im niedergeschriebenen Text nie klar dasteht, was das Gedicht auszusagen hat. Und wenn es mich ergreift, dann kann ich nicht eine genaue Stelle im Gedicht angeben, die dieses Ergreifende ausmacht. Es ist nirgends auffindbar und eben doch vorhanden. Es spricht mich an, obwohl es nicht in den Worten, sondern gleichsam zwischen den Worten ausgesprochen ist. Es gibt Gehalte des Lebens, die nicht in Worte gefasst werden können, die man durch viele Worte höchstens zerredet, ohne etwas über sie zu sagen. Gerade jene Liebesszenen gehören zu den schönsten der Weltliteratur, wo der Dichter eben im richtigen Moment schweigt. Er schweigt nicht deshalb, weil es sich nicht geziemen würde, mehr zu sagen, sondern weil den Menschen etwas widerfährt, das nicht mit Worten allein ausgedrückt werden kann. Und gerade weil sie sprachlich noch etwas offen lassen, hat ihr Wort so viel Kraft und Tiefsinn.

Es gibt Erziehungssituationen, in denen es passend sein kann, nur wenig Worte anzubringen, die dann gerade dadurch ein besonderes Gewicht erhalten. Auch das

Schweigenlernen gehört zur Spracherziehung. Durch unnötig vieles Reden verlieren die Worte an Bedeutung und Gehalt. Sie ziehen alles hervor und machen das, was sie auszudrücken beabsichtigen, zu nichtssagenden Gemeinplätzen ohne nachhaltige Wirkung, zu Platitüden, die zu nichts verpflichten. Die Phantasie setzt nur dann ein, wenn die Sprache noch Raum dafür offenlässt, wenn sie nicht schon alles bis ins Detail ausformuliert und abgeklärt hat. Dann zwingt die Sprache eben auch zum Nachdenken. Denn um sie verstehen zu können, muss man bereits ein Stück weit den Weg gegangen sein, den sie vorgeben beabsichtigt. Lichtenberg hat einmal die lakonische Bemerkung gemacht: «Bücher sind wie Spiegel; wenn ein Esel hineinschaut, kann kein Apostel heraus schauen.» Das heisst doch eben, dass wir nur dann die Worte eines Dichters oder Denkers verstehen, wenn wir bereits selber ein Stück auf dem Wege sind, auf welchem uns der Autor eben vorausgeht. Wo wir in naiver Weise meinen, ein Buch, ein dichterisches Werk oder gar die Bibel gebe von sich aus alles her, ohne dass wir selber uns erst noch darum bemühen müssen, es zu verstehen, bleiben wir immer auf demselben Entwicklungsstand stehen, und die Sprache der andern sagt uns immer nur, was wir bereits schon wissen – also herzlich wenig . . .

Gefahren des Verhüllenden

Wenn nun aber in der Sprache immer schon mehr steckt, als sie zu sagen vorgibt, so hat dies dann seine Nachteile, wenn man sie zu unbedacht verwendet. Worte können töten, sagt man. Vielleicht eben auch dann, wenn man dies gar nicht beabsichtigt. «Ich habe es nicht so gemeint», sagt unter Umständen einer, der über die Wirkung seiner Bemerkungen nachträglich erstaunt ist. Was die Sprache verhüllt, entzieht sich auch unserer Kontrolle, entwickelt damit ein Eigenleben und taucht oft da auf, wo es unerwünscht und störend wirkt. So können auch unbedachte Worte Geistern rufen, die man dann nicht mehr los wird, Geister im Sinne von provozierten Missverständnissen. Diese Gefahr besteht in besonderer Weise bei Diskussionen, wenn man sich nicht vorher auf ganz bestimmte eng umschriebene Defini-

tionen von Begriffen einigt. Jeder versteht im Grunde genommen unter einer bestimmten Wortbezeichnung etwas anderes, je nach dem, wo er aufgewachsen ist und wie er in der Vergangenheit mit den Dingen konfrontiert worden ist. Leider kommt es nicht selten so heraus, dass in Verkennung der Vieldeutigkeit in der Sprache jeder glaubt, er hätte das Recht, seinen Standpunkt als den einzig richtigen anzusehen. Das Vieldeutige in der Sprache wird gerade dann zum Hindernis, wenn man so tut, als beinhalte jeder Begriff nur einen eng umgrenzten Sachverhalt, den jedermann als sicheres Wissen und verlässliche Basis in sich trage.

Wenn das Verhüllende der Sprache sich nicht zum Nachteil auswirken soll, dann wird es unumgänglich sein, die Vieldeutigkeit des Worts zunächst einmal anzuerkennen. Wir können dies bereits mit unsern Kindern üben, indem wir sie daran gewöhnen, auch auf andere zu hören. Sie sollen darin aber nicht einfach eine Höflichkeitsform sehen, die nur ein Verzichten ist, sondern sie müssten eigentlich im Hinhören den Beitrag des andern als Bereicherung ihrer eigenen Ansicht entgegennehmen. Das Ziel jeder Diskussion sollte sein, dass man sich nachher näher gekommen ist. Jeder Diskussions Teilnehmer müsste sich eher bemühen, das Gemeinsame erarbeiten zu helfen statt das Trennende hervorzuheben. Und im Wissen darum, dass in jeder voreiligen und unbedachten Bemerkung Emotionen geweckt werden, sich eines sachlichen und klaren Stils befleißigen.

Die Chance des Klärenden

Wir haben bereits an anderer Stelle darauf hingewiesen, dass das Wort, auch wenn es eine bestimmte Vieldeutigkeit in sich trägt, dennoch eben die Dinge, von denen die Rede ist, konkretisiert. Was einmal in Worte gefasst ist, verliert das Unbestimmte und Unheimliche. Das Wort bedeutet Licht in der Finsternis. Und wo Licht ist, haben wir eine Situation unter Kontrolle. Denken Sie etwa an das Märchen vom süßen Brei, wo das erlösende Wort nicht mehr gefunden wurde, das der überfließenden und sich ständig vermehrenden Breimasse hätte Einhalt gebieten können. Der Mensch, der der Sprache mächtig ist, hat die Möglichkeit, den

Gefahren zu begegnen, ob sie sich in seiner Umgebung oder in seinem eigenen Innern befinden. Die Sprache kann die Probleme und Konflikte fassen, objektivieren und sie ins richtige Verhältnis zum Ganzen bringen. Ich gewinne Abstand von dem, was ich sprachlich ausgedrückt habe. Dem Heranwachsenden wäre zu gönnen, wenn er wirklich einen Menschen hätte, bei dem er sich aussprechen kann. Notfalls kann auch das Tagebuch eine psychokathartische Wirkung haben.

Die Sprache ist nicht bloss Mittel zur Verständigung. Sie befreit von der Angst, sie kann das unfassbar Gefährliche bannen. Deshalb ist auch eine Sprachstörung nicht einfach ein peripheres Leiden, eine äussere Ungeschicklichkeit, die sonst keine weiteren Folgen hätte. Sprachstörungen können Grund zu einer allgemeinen Entwicklungshemmung werden. Wer nicht richtig sprechen kann und sich deshalb auch nicht mehr zu sprechen getraut, verfügt über weniger Möglichkeiten, seine Konflikte und Ängste zu verarbeiten. Denken Sie an den schweren Stotterer, der seinen Körper immer heftiger zu bewegen beginnt, weil das Seelische sich nicht genügend in der Sprache auszudrücken vermag. Die Gebärde vermag erst dort in den Hintergrund zu treten, wo im Bau des Satzes ein neuer Weg im adäquaten sprachlichen Ausdruck sich anbietet.

Von der Sprachförderung hängt es also auch ab, ob wir unsere Kinder nicht nur zu tüchtigen, sondern vor allem zu reifen und mutigen Menschen machen können. Die Sprache entwickelt sich nicht von selbst, wenn die Umgebung nicht den positiven Anstoss dazu gibt, beim behinderten Menschen erst recht nicht.

Natürlich muss jeder Mensch seine eigene Sprache haben, die vor allem seinem Auffassungsvermögen entspricht. Der Geistigbehinderte, den man das «Maulbrauchen» gelehrt hat, wird noch viel weniger in der Lage sein, das auszudrücken, was ihn beschäftigt, erfreut oder betrübt. Falsch wäre es aber auch anzunehmen, man dürfe einem Menschen die Sprache nicht nahebringen, das müsse von innen heraus kommen, damit es echt sei. Es ist unsere Pflicht, jedes Kind auf eine Sprachstufe zu heben, auf der es sich seinen geistigen Möglich-

keiten entsprechend ausdrücken kann. Vielleicht sind aus dieser Sicht Wortfindungsstörungen, eingeschränkter Wortschatz und allgemeine sprachliche Dürftigkeit nicht gar so harmlos wie es den Anschein machen könnte.

Gefahren des Klärenden

Es gibt wissenschaftliche Disziplinen, in denen es unerlässlich ist, Dinge und Sachverhalte genau zu formulieren. Jeder geistige Exkurs baut sich auf sogenannten Definitionen auf, die jeder fachlich Kompetente kennt und kennen muss. Das hat den grossen Vorteil, dass man eben nicht an den Dingen vorbeiredet, wie das der Fall ist, wenn jeder Diskussionsteilnehmer andere Voraussetzungen mitbringt. Anstelle der lebendigen Sprache tritt die Terminologie. Das ist gut so, vorausgesetzt, dass diese Terminologie nicht auch auf die Umgangssprache übergreift und damit auch auf die Lebenswirklichkeit, die mit solchen Begriffen nicht auszuloten ist. Denken Sie etwa an Ausdrücke wie «Kreativität» oder «Motivation», die heute als Schlagworte die Runde machen und einem die mühevoll Arbeit differenzierten Verständnisses abzunehmen scheinen. Den Inbegriff der Simplifizierung von Sachverhalten bietet die Sensationspresse. Sie drückt mit der Knappheit des Schlagwortes alles durch denselben Raster. Heinrich Böll sagte einmal über den Sprachstil der Bild-Zeitung: «Manchmal ist sogar das, was wahr ist, in dieser Zeitung erlogen.» Wahrscheinlich wollte er damit eben andeuten, dass man eine Begebenheit verfälscht, wo man nur das Vordergründige in allen Einzelheiten schildert und dabei das Menschliche lieblos ausser acht lässt. Letztlich tut man damit nicht nur den betroffenen Menschen Unrecht, sondern schadet auch der Sprache selbst. Mit der Zeit kann der Mensch in den Worten nicht mehr Tieferes finden, als was die Sensationspresse aus ihnen gemacht hat.

Es ist deshalb besonders notwendig, dass wir in der Schule auch jene Sprache pflegen, die von Natur aus besonders gemütsnah ist: die Muttersprache, unsere Mundart, im Gegensatz zu allen später erlernten Sprachen. Wir haben unsere Muttersprache empfangen zu einer Zeit, als wir die Umwelt

noch als besonders beseelt und bedeutungsgeladen erlebt haben. In unserer Muttersprache schwingt deshalb immer noch diese Vielfalt und Erlebnistiefe mit. Auch hier ist es um nichts weniger erforderlich, dass sie auch gut, das heisst grammatikalisch und stilistisch einwandfrei gesprochen wird. Differenzierte sprachliche Ausdrucksmöglichkeit und differenziertes Erleben bedingen sich gegenseitig.

Dichtung und Fachsprache

Indem wir nun das Positive und Negative des Verhüllenden bzw. des Klärenden der Sprache dargelegt haben, zeigt sich nun, dass nicht das eine gegen das andere ausgespielt werden kann. Je nach dem, wofür die Sprache Verwendung finden soll, wird immer eines von beiden mehr im Vordergrund stehen. Gerade in den beiden Extremen Dichtung und Fachsprache mit ihren grundsätzlich verschiedenen Intentionen lässt sich dies besonders deutlich zeigen. Der Dichter verdankt Gehalt und Aussagekraft seiner Werke unter anderem dem Verhüllenden der Sprache, der Wissenschaftler hingegen verlässt sich in seinen präzisen Formulierungen auf das Klärende der Sprache. Ich möchte beides etwas näher erläutern.

Es besteht ein etymologischer Zusammenhang zwischen «dichten» und «dicht». «Dicht» hängt wiederum zusammen mit «gedenken». Man darf demnach Dichtung als Sprache in konzentrierter Form bezeichnen. Der Dichter versucht ja gerade, in wenigen Worten Situationen, Stimmungen, Charakteren umfassend und wesensgerecht einzufangen. Darin liegt die Fruchtbarkeit seiner Sprache. Nehmen wir zum Beispiel ein Herbstgedicht, etwa den «Septembermorgen» von Mörike. Das ist nicht einfach der sich ankündigende Herbst im süddeutschen Raum, das ist der Spätsommer auch bei uns oder wo auch immer; das ist nicht einfach der Septembermorgen jenes Jahres, in welchem Mörike sein Gedicht geschrieben hat. Das sind alle Herbstes zusammen, in diesen wenigen Zeilen liegt das Wesen des Herbstes, wo und wann dieser sich auch ankündigen mag. Die knapp gehaltenen Dichterworte scheinen auf den ersten Blick wenig mitzuteilen. Dennoch ist ihnen durch

ihre symbolische Kraft mehr Gewicht verliehen, ihr Erkenntniswert bedeutend höher als der einer detaillierten Beschreibung. Daraus entsteht nun die scheinbar paradoxe Situation, dass das Dichterwort, indem es verhüllt, unter Umständen gerade zu mehr Aussagekraft gelangt. Verdichtete Anschauung führt zu umfassenderer Erkenntnis, zu einer Erkenntnis, die nicht bloss Aufklärung ist, sondern innerlich verwandelt und das Leben im positiven Sinne verändert.

Die Funktion der Fachsprache ist von grundlegend anderer Art. Ihr geht es darum, einen klar abgegrenzten Sachverhalt sprachlich möglichst genau wiederzugeben. Sie baut deshalb auf allgemeingültigen Definitionen und eindeutig abgegrenzten Begriffen auf. Ihre Absicht besteht in der möglichst weiten Verbreitung wissenschaftlicher Ergebnisse, und zwar in einer Form, die zu keinerlei Missverständnissen Anlass geben kann. Nun darf aber eines nicht vergessen werden: Diese wissenschaftlichen Terminologien, so wichtig sie auch für die Forschungsarbeit sind, vermögen eben nur in einem sehr begrenzten Rahmen erkenntniswirksam zu werden. Die medizinische Fachsprache, die sicher entscheidend zu den heutigen Errungenschaften der ärztlichen Kunst beigetragen hat, hat wesentliche Erkenntnisse über den Menschen festgehalten, aber eben nur über den Menschen als Leibwesen. Und die Fachsprachen verschiedener psychologischer Schulen und ideologischer Richtungen bestimmen immer schon im vornherein die Perspektive, unter der sie den Menschen zu sehen wünschen.

Keine von allen Wissenschaften, die sich mit dem Menschen befassen, kann für sich allein den Menschen an sich verstehen, sondern jeweils nur verschiedene Aspekte von ihm aufzeigen. Die wissenschaftliche Fachsprache erlangt immer nur Präzision auf Kosten des Ganzen. Daraus ergibt sich nun ein weiterer scheinbarer Widerspruch: Je mehr sich eine Fachdisziplin bemüht, Klarheit auf irgend einem Gebiet zu erlangen, desto mehr ist sie gezwungen, andere Aspekte zu vernachlässigen. Wissenschaftliche Terminologie bietet Klarheit in engen Grenzen auf Kosten einer Gesamtschau. Das scheinbar Klärende der Sprache wirkt sich also einengend, verhüllend aus.

Es muss ein allgemeines erzieherisches Anliegen sein, dem heranwachsenden Menschen die Sprache in ihrer ursprünglichen Vielfalt und symbolischen Kraft nahezubringen, sei dies nun durch die Pflege der Muttersprache, durch Weckung der Freude am spielerischen Gebrauch der Sprache und nicht zuletzt durch die Sprachwerke der Dichter von Goethe bis Lisa Tetzner, von Mörike bis Wilhelm Busch. Denn der Reiz der Sprache liegt nicht nur in dem, was sie

erschliesst, sondern ebenso in dem, was sie verbirgt.

Anmerkungen

- ¹ zitiert in: Picard M.: Der Mensch und das Wort, Rentsch-Verlag, Erlenbach-Zürich 1955.
- ² vgl. hierzu: Brentano F.: Vom Ursprung sittlicher Erkenntnis, Hamburg 1934.
- ³ Pestalozzi H.: Wie Gertrud ihre Kinder lehrt. Pestalozzi-Werke in acht Bänden, Erlenbach 1946, S. 191.

Sprachdefizit – eine Glosse

Ein unfreundlicher Wintertag in der Stadt, eine halbe Stunde unerwünschter Wartezeit . . . Zum Glück ist in der Nähe eine Silberkugel, eine jener Gaststätten, wo man schnell und billig Speis und Trank bekommt. Während ich den Kaffee umrühre, nimmt an der gegenüberliegenden Theke eine Mutter mit zwei Kindern Platz. Die Kinder mögen sechs bis zehn Jahre alt sein. Rasch entschlossen bestellt die Frau für jedes eine «Aprikosen-Pih», und ohne mit der Wimper zu zucken, bringt die Kellnerin auf drei Tellerchen das, was auf der grossen Speisekarte mit «Aprikosen-pie» bezeichnet wird. Wer zu den Eingeweihten gehört, sagt statt *Pih* natürlich *Pai*; der eine und andere Gast wird sogar wissen, dass das englische Wort *pie* Torte bedeutet, Wähe, gedeckter Früchtekuchen, manchmal auch Auflauf oder Pastete. Das wären Wörter, Sachnamen.

Beim Hinausgehen sagt das ältere der beiden Kinder: «Gömmmer na zum *Taa-ke?*» *Take out* steht über dem Ver-

kaufsstand bei der Drehtür – eine Aufforderung, etwas «mitzunehmen». Die Mutter wehrt ab: «Hüt nöd!»

Taake bedeutet in diesen Kinderköpfen also Verkaufsstand, *Pih* bedeutet Kuchen. Wie werden sie sich in der Schule zurechtfinden, wenn es gilt zu erzählen und zu beschreiben? Ihr Lehrer wird sie, wenn er auf der Höhe der Zeit ist, als «typische Unterschichtkinder» klassieren. Vielleicht fallen sie den die Schulhäuser bereisenden Soziologen und Psychologen in die Hände, und diese werden dann feststellen, dass Maxli und Gritli einen *restringierten Code* (einen dürftigen Wortschatz) haben und ein *Defizit an sprachlicher Kompetenz* (ein unzureichendes Ausdrucksvermögen). Sie werden für beide *kompensatorischen Sprachunterricht* fordern zur Herbeiführung der «Schanzengleichheit». Das könnte man billiger haben. Beginnend in der Silberkugel.

Paul Sichel

in: SLZ 22, 2. Juni 77

Deskriptive und normative Regeln in der Grammatik *

Elmar Seebold

Ich möchte mit den folgenden Überlegungen einen Fragenkreis beleuchten, der mehr am Rande meines Fachgebietes liegt, der mich aber bei der Ausbildung von Lehrern

sehr beschäftigt hat, nämlich die normative Einstellung gegenüber der Grammatik. Diesen Fragenkreis will ich so angehen, dass ich zunächst kurz schildere, wie die Ver-